FRANKFURTER ALLGEMEINE ZEITUNG

Reiseblatt

NR. 74 · SEITE R1
DONNERSTAG, 28. MÄRZ 2013

Drei Generationen
Wie machen Oma, Mutter und Kind stressfrei gemeinsam Urlaub? Ein Selbstversuch im Kleinwalsertal. **Seite 2**

Zweihundert Festivals
Von Verdi bis Wagner, von Kleist bis Comedy: Der deutsche und europäische Festspielsommer. **Seiten 4 und 5**

Fünf Tage Passion
Barfüßige Büßer, eifernde Priester und ein Schwerverbrecher in Ketten – so feiern die Korsen Ostern. **Seite 6**

Tausend Wunden
Der Fotograf Lois Hechenblaikner zeigt die Alpen als geknechtete Berge jenseits der Postkarte. **Seite 8**

Wenn die Nacht über die Savanne fällt, *beginnt dort ein unheimliches Leben. Man hört Fauchen und Knurren, Schmerzensschreie und Klagelaute und malt sich lieber nicht die Dramen aus, die sich in der Dunkelheit abspielen.* Foto Rose-Maria Gropp

Die trügerische Gelassenheit des Hippopotamus

Die Bilder sind bekannt, und die Tiere hat man im Zoo schon oft genug gesehen. Doch die Wildnis Ostafrikas leibhaftig zu erleben ist eine überwältigende Erfahrung: Zu Besuch bei Löwen und Hyänen in Kenia. *Von Rose-Maria Gropp*

Wovon träumt, wer nach Afrika fährt, der Wildnis halber? Vielleicht davon, einmal im Leben zu sehen, wie ein Löwe seine Beute schlägt: „a catch“ heißt das. Es ist ein Glücksfall, ein blutiger freilich, und das Sprichwort, dass der Löwe nur einmal springe, behält dabei nicht recht. Wir sehen in der Masai Mara sieben Löwen gemeinsam schlagen

◆ ◆ ◆

Der Flughafen Mombasa ist sehr reinlich. Am frühen Morgen landet eine Maschine nach der anderen. Das hat seinen Grund; denn dort – und nicht in Nairobi – kommen all die Leute an, denen der Busch und die Steppe Kenias egal sind, die an die Küste wollen. Viele dieser Touristen werden vielleicht nie ein wildes Tier sehen, bloß den erstrebten Genuss am Meer unter der hohen Sonne erleben. Für sie ziehen sich die Hotelburgen an der Küste entlang. Der Küstenstreifen scheint fest in der Hand italienischer Urlauber zu sein, doch zunehmend überwintern dort auch die Rentner aus ganz Europa, warm und preisgünstig. Ihnen will man es recht machen, sie werden am Flughafen abgeholt und weitertransportiert. Lange Zeit hat Kenia intensiv auf diesen Massentourismus gesetzt. Der zweite Devisenbringer sind die Nationalparks und Wildreservate, die inzwischen vor Besuchern überquellen.

Einige Stunden später und einige Kilometer weiter nordwestlich von Mombasa sitzen wir auf großen warmen Steinen in der Kipalo Lodge, an der Grenze zum Tsavo West National Park, und schauen beglückt ins Land über viele sanfte Kuppen unterm weiten afrikanischen Himmel. Dass dort hinten am Horizont der Kilimandscharo liegt, sagt man uns. Dazu gehört unbedingt diese hübsche falsche Geschichte, dass die englische Königin Victoria weiland ihrem Verwandten, dem deutschen Kaiser Wilhelm II., den Kilimandscharo geschenkt hätte. So erzählt es auch der britische Großwildjäger Denys Finch Hatton seiner Geliebten Karen Blixen in Sidney Pollocks unverwüstlichem Kenia-Melodram „Out of Africa“. In Wirklichkeit war es anders, Deutschland und Großbritannien wollten beide ihre Einflusssphären in Ostafrika ausweiten, es ging auch um die Hafenstadt Mombasa im Hoheitsgebiet des Sultans von Sansibar. Schließlich setzten sich die Briten durch. Am 1. Oktober 1886 unterzeichneten die beiden Länder einen Vertrag, der Mombasa den Briten überließ und dafür das Gebiet um den Kilimandscharo den Deutschen, im heutigen Tansania. Dennoch enthüllt sich uns der Kilimandscharo jetzt nicht, weil es eben auch in Afrika im Frühjahr mal Wolken gibt; dafür ist das Land ungewöhnlich grün, ein Segen für Tiere und Pflanzen.

Die Kipalo Lodge wurde erst Ende des vergangenen Jahrs eröffnet. Sie liegt in einem ausgedehnten Schutzgebiet, einem „Private Conservancy“, das in der Trockenzeit vor allem Rückzugsgebiet für Elefanten und Büffel ist. Mit bisher nur acht Doppelzimmerzelten, verstreut über das hügelige Gelände, stellt sie das Gegenteil von Massentourismus dar. Kipalo ist ein guter Ort, auch auf die kleinen Tiere Afrikas achten zu lernen, die scheinbar unscheinbare Natur am Wegrand zu erkennen. Auf der Fahrt hoch zum Camp sitzt eine wunderhübsche bunte Eidechse in allen Farben des Regenbogens bewegungslos auf einem Felsen. Dies sei des Männchens Art, dem Weibchen zu imponieren, aufzufallen eben, sagt Mario, der den Jeep fährt; der Österreicher hat Kipalo mitbegründet und ist einer der Eigentümer. Später am Tag werden wir, bei einem Bush Walk, vor allem noch Spuren sehen, von Elefanten auch, die unseren Pfad gekreuzt haben. In den tiefen Abdrücken gehen schwarz glänzende Mistkäfer ihrem Mistrollgeschäft nach. Wohin das Ergebnis zu bringen ist, zeigt ihnen der Mond, und wenn er nicht scheint, orientieren sie sich an der Milchstraße. Das hören wir von Richard, unserem Guide. Offenbar muss man nach Afrika, um so etwas zu erfahren, der Mistkäfer erscheint jedenfalls im neuen Licht.

So wenig wie der Kilimandscharo wird sich uns der Leopard, diese Traumgestalt schlechthin, in Kipalo zeigen. Bloß die Höhle hoch in felsiger Wand können wir sehen, in der eine Leopardin ihre Jungen schützt. Geduld lernt man gewiss in Afrika. So hört man beim gemeinsamen Abendessen unter freiem Himmel und einem sehr beachtlichen Vollmond, dass noch frische Spuren eines männlichen Leoparden ganz nah beim Camp gefunden worden seien. Phantastische Geschichten gehören unbedingt zu Afrika. Und ganz real taucht später eine seltsame Gestalt auf, es ist ein „Schamane“, der uns in einem langen Sermon seinen Segen erteilt. Dass das Lager, das keine Zäune hat, außerdem von Wildhütern bewacht ist, versteht sich von selbst.

Am nächsten Morgen führt die Reiseroute von der Höhe hinab in die Ebene. Wir fliegen mit einer Cessna vom nahen Flugplatz Kilaguni aus in die Masai Mara, das berühmte Herzstück Kenias. Dort liegen Alex Walker's Serian Camp und das Ngare Serian, am nördlichen Rand des Nationalparks, wieder in einem Conservancy. Die beiden Camps sind mit einer schaukeligen Hängebrücke verbunden, sie überquert den Mara River. Im Fluss dösen die Hippos, Zeit ist für diese Urviecher keine Dimension, auch für sie gilt das allgemeine Gesetz der Bewegung auf diesem Kontinent: „African speed“, so nennen es unsere Begleiter, der Touristikunternehmer und Afrika-Aficionado Mario Enzesberger und Richard Corcoran, sein Freund und Managing Director für Kenia. Corcorans Familie kam vor fünf Generationen aus Irland zum Eisenbahnbau nach Kenia – und blieb. Safari ist für ihn nicht bloß Geschäft, sondern Passion. Die Flusspferde tauchen weiter auf und unter, in einem gleichsam meditativen Rhythmus; denn ihre zarte Haut ist empfindlich gegen die äquatoriale Sonne. Man staunt, dass die Evolution da nicht eingegriffen haben soll.

Die Zelte der Serian Camps sind ausgesprochen luxuriös, mit angebauten Badehütten, mit Elektrizität und warmem Wasser. Ihre Einrichtung sieht ein bisschen aus wie im Film „Out of Africa“, so ganz entkommt man der Fiktion nie. Mein Zelt liegt ziemlich nah überm Fluss. Der Trampelpfad ein paar Meter unterhalb zeigt an, dass die Flusspferde dort nachts an Land gehen, um zu grasen. Mehr wollen sie ja nicht, aber gestört werden wollen sie dabei auch nicht. Einmal in der Nacht wache ich jäh auf von einem dröhnenden Tuten, als führe ein Ozeandampfer direkt am Bett vorbei. Das Hippo geht jetzt wohl mähen, beruhige ich mich selbst, aber vorsichtshalber bleibe ich doch im geschlossenen Zelt. Zu hoch ist der Respekt vor der Wildnis. Denn während hinten im Maul der Pflanzenfresser die Kiefer das Grünzeug zermahlen, sind trefflich die vier Hauer vorn arrangiert. Sie schleifen sich ständig gegenseitig, ihre seitlichen Kanten sind so scharf wie Rasierklingen. Das kann fühlen, wer solche Zähne, deren Beschaffenheit der des Elfenbeins übrigens am nächsten kommt, einmal in der Hand hält. Im zentralen Haus der Camps liegt ein Paar von ihnen auf dem Couchtisch, um den sich die Gäste versammeln, gewissermaßen Lernmaterial. Richard demonstriert uns ihre Beschaffenheit eindrücklich. Wirklich kommen in Afrika die meisten der Menschen, die von Tieren getötet werden, nicht durch Löwen oder Leoparden zu Tode, sondern durch in Alarm versetzte Flusspferde, die dann unglaublich schnell sind. Ihnen folgen in der Statistik die Büffel, diese schwarzen Giganten mit den melancholischen Augen.

Doch auch Hippos müssen einmal sterben. Der nächste Tag wird uns – außer diesem Catch der Löwen – ein weiteres unerwartetes Schauspiel bescheren. In aller Früh bricht der offene Jeep zum „Game Drive“ auf. Am Weg in die Steppe liegt unter kargen Bäumen das Flusspferd, erst vor wenigen Stunden verendet, warum, ist auch für Richard, der uns fährt, nicht erkennbar. Die Hyänen sind schon da, ihr sagenhafter Geruchssinn hat sie blitzschnell auf den Plan gerufen. Sie haben gerade mit ihrem Geschäft begonnen, das da heißt: beseitigen, was tot ist unter der Sonne. Nur ihr zänkisches Gekreische und Gefiepe unterbricht ihr Tun. Sie räumen den Kadaver buchstäblich aus. Sie beginnen damit am Kopf und am After des Tiers. Die Erklärung ist plausibel, wenn man sie erst kennt. Dort sind die weichsten Partien, die im Wortsinn besten Einstiegsmöglichkeiten. Denn die Hyänen werden sich über Stunden durch den Körper fressen, sie kriechen in ihn hinein, ganz und gar, immer tiefer. Blutig verklebt das Fell, die Zähne sind rot verfärbt. Plötzlich gellt ein wunder Aufschrei. Eine stärkere Hyäne hat ein Jungtier in den Vorderlauf gebissen, dessen Knochen zerbrochen. Wimmernd schleppt es sich zur Seite. Was wird aus dem Verwundeten werden? Erbarmen ist in diesem Reich nicht vorgesehen. Die Hyänen, die ja zu den Hunden gehören, erklärt Richard, haben die härtesten Kiefer unter allen Tieren des Buschs, sie können sogar die Knochen von Elefanten knacken.

Am folgenden Tag passieren wir noch einmal diese Stelle. Manche Hyänen sind jetzt so vollgefressen, dass sie mit feisten Bäuchen ruhen müssen. Sie sind so träge von ihrer Mahlzeit, dass sie erst im letzten Moment, nachgerade aufreizend langsam, meint man, die Spur vor dem herannahenden Jeep verlassen. Sie verhalten sich, als drohe ihnen keine Gefahr – und vermutlich hat sie die Erfahrung auch genau das gelehrt. Man darf nicht so naiv sein zu denken, dass die wilden Tiere die wiederkehrenden Beobachter nicht in ihr Sensorium aufgenommen hätten. Wie anders sollte die Koexistenz in einem Reservat auch gehen? Inzwischen ist das tote Hippo – leer. Nur noch seine zähe Haut liegt über dem ausgeweideten Tier, gestützt vom Rest des Gerippes, ein graues Zelt, dessen Zipfel die eine oder andere Hyäne mit den Zähnen immer mal wieder anhebt, als wolle sie einer anderen den letzten Zugang erleichtern. In der Luft kreisen jetzt die Geier, viel ist nicht mehr für sie zu holen.

Mir fällt unwillkürlich ein, wie sehr es mir als Kind imponiert hat, wenn Bernhard Grzimek die Hyänen im Fernsehen als „Gesundheitspolizei“ der Steppe bezeichnet hat. Es stimmt allerdings nicht, dass sie nur Aas fressen. Etwa vierzig Prozent ihrer Beute schlagen sie selbst, klärt uns Richard auf. Offenbar sind diese gespenstischen Wesen mit der devoten Haltung, den eingekniffenen Schweifen und den lauernden Larven unersättlich, wenngleich als Abräumdienst ihres Reviers unersetzlich. Dennoch, auch wenn man früher schon in Afrika war und wilde Tiere gesehen hat, ist es unmöglich, von diesem Spektakel unberührt zu bleiben. Aber es ist nicht pervers, nicht unanständig, nicht abscheuerregend, es ist die Wirklichkeit einer natürlichen Ordnung, die nicht zerstört werden darf.

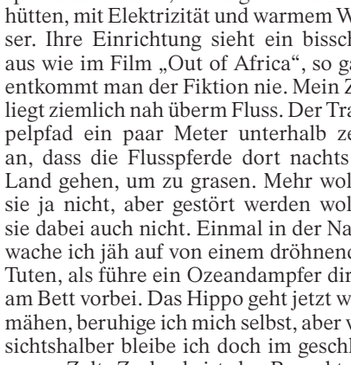
Was noch übrig ist vom Kadaver, werden nun die Menschen, die eine Fürsorgepflicht übernommen haben in diesem Schutzgebiet, beseitigen und an sich nehmen, den Schädel, die Hauer und die Haut, die sonst verrotten würde. Das ist kein Frevel, das ist der Deal. Denn dramatisch wieder zugenommen hat die Wilderei in Kenia, hochprofessionelle Banden sind am Werk. Die Ranger und ihre Wildhüter und Spotter – von denen die meisten in den Conservancies kundige Eingeborene sind, die so auch ihren eigenen Lebensraum verteidigen – kämpfen erbittert gegen diesen ärgsten, hinterhältigsten Feind.

Aber auch heiter ist die Masai Mara, und mehr Dinge hat uns Richard gelehrt: Die Giraffen, die neugierig äugend hinter den höheren Bäumen stehen, deren Laub sie abknabbern, verständigen sich „subsonic“, das heißt unterhalb der Schwelle, die für das menschliche Ohr vernehmbar ist. Ihr Alter kann man an der Färbung ihrer Flecken ablesen, je dunkler, desto älter sind sie. Dass es einen ziemlich erfahrenen Kenner braucht, der diese Nuancen

Fortsetzung auf Seite 3

Die wilden Tiere Kenias

■ **Anreise:** Condor (www.condor.com) fliegt direkt von Frankfurt nach Mombasa, die Preise beginnen bei 370 Euro für eine Strecke inklusive aller Steuern und Gebühren in der Economy Class.

■ **Informationen:** Alle Details zu den Lodges findet man online unter www.africanterritories.co.ke. Sechs Nächte in den drei beschriebenen Lodges kosten etwa 4270 Euro pro Person, wenn man zu zweit reist. Im Preis inbegriffen sind auch die Inlandsflüge, Transfer und Conservancy Fees, aber nicht die Game Drives.

■ **Arrangements:** Die Lodges haben verschiedene deutsche Veranstalter im Programm, unter anderem Dertour Deluxe, Jacana Tours und Iwanowski Reisen.